

einfach nur aus dem Bett wälzte.

Der eigentliche Punkt von alledem ist nicht so sehr, was ich tat, sondern vielmehr, was ich *nicht* tat.

Ich bin nicht in den Krieg gezogen.

Ich kenne ein paar Jungs, die es getan haben. Mit einem von ihnen hatte ich zusammengewohnt, bevor er im ersten Jahr vom College abging und sich den Marines anschloss. Als Jugendliche hatten wir uns regelmäßig in der *Combat Zone* von Boston herumgetrieben, dem Rotlichtviertel der Stadt, und dort Doppelvorstellungen von Nackt-Shows besucht: DER UNMORALISCHE MR. TEAS und ORGIE BEI LIL. Wir hatten jede Menge Spaß. Jahre später bin ich ihm in New York auf der Straße begegnet. Ich steckte damals in meiner Langhaar-Phase, und er war nicht sehr erfreut, mich zu sehen.

Mit einem anderen teilte ich mir meine erste Wohnung auf dem Beacon Hill. Er machte seinen Bachelor und meldete sich dann zum Militärdienst. Er hielt das für recht und billig. Knapp zwei Jahre später war ich immer noch Lehrer in Boston, und er besuchte mich während seines Fronturlaubs. Er saß heulend auf meiner Couch und erzählte mir, dass ich der Erste in den Staaten sei, der ihm das Gefühl gebe, ehrlich willkommen zu sein. Dass die meisten ihn wie einen miesen Kriegsverbrecher behandelten, dass er sich von uns allen in der Heimat betrogen fühle und dass er sich auch von der Army betrogen fühle. Er war angeschossen worden – keine schlimme Wunde, aber sie hatte genügt, um ihn zu Tode zu ängstigen, und die Army unterbreitete ihm ein Angebot. Er hatte nicht

mehr lange zu dienen, nur noch ein paar Monate. Er konnte sich zwischen zwei Optionen entscheiden: Entweder er verpflichtete sich jetzt für eine zweite Runde und bekam einen netten Schreibtischjob mit einer Schreibmaschine, oder er kehrte in die Dörfer und zu den Feuergefechten zurück und leistete dort den Rest seiner Zeit ab. Mein Freund wählte den Schreibtischjob, und ich bin froh darüber. Ich hoffe, er ist es auch.

Ich habe ihn allerdings seither ein paarmal getroffen und wünschte, ich könnte mir da sicherer sein.

In meiner Generation von US-Amerikanern kennt jeder irgendjemanden, der in diesem gottverdammten Krieg gekämpft hat – und auch irgendjemanden, der im Kampf gefallen ist. Und ich glaube, dass es in meiner Generation keinen einzigen Schriftsteller

gibt, der sich nicht auf die eine oder andere Weise mit diesem Thema auseinandersetzen wollte.

Es ist unbestreitbar besser, wenn man dabei gewesen ist. Soweit es das Schreiben betrifft, meine ich.

Man kann die Geräusche, die Gefühle, sogar die einzelnen Schweißtropfen authentisch wiedergeben.

*Aber dieses kleine Schweinchen ist zu Hause geblieben ...*

Die Idee, wie ich meinen eigenen Vietnam-Roman aufziehen wollte, kam mir ganz schlagartig, während ich mir einen fünfzehn Minuten langen Ausschnitt aus einer einstündigen HBO-Fernsehdocumentation mit dem Titel *America Undercover* ansah. Die Inspiration zum Originaltitel dieses Romans hier, *Cover*, stammt – jetzt, wo ich darüber

nachdenke – möglicherweise auch daher. In dem Fernsehfilm ging es um Vietnam-Veteranen, die versuchten, sich in das Leben daheim in der *echten* Welt einzufügen – und dabei mehrheitlich scheiterten. Vier Männer wurden begleitet, die sich an verschiedenen Orten und in verschiedenen Situationen befanden, und einer von ihnen war dieser Kerl, der tief im Wald lebte, weil er in der Stadt Leib und Leben seiner Mitmenschen bedrohte, da er seine plötzlichen Erinnerungsschübe und Wutausbrüche nicht kontrollieren konnte. Immer mal wieder tobte er und zertrümmerte eine Bar oder seinen Arbeitsplatz. In der Wildnis dagegen war er für niemanden eine Gefahr, außer vielleicht für sich selbst. Und möglicherweise für seine Frau.

Seitdem sind vierzehn Jahre vergangen,